HILFSVEREIN DEUTSCHSPRECHENDER JUDEN

GESCHÄFTSSTELLE: CANGALLO 1479, II. — U. T. 37, Riv. 3427

MITTEILUNGSBLATT

2. Jahr Buenos Aires, 1. September 1935. Nr. 19

Soll man deutsche Kinder zur Erziehung hierher schicken?

Im Verlaufe unserer Generalversammlung wurde seitens eines unserer Mitglieder, eines Herrn, der kürzlich von einer Europareise zurückkam, angeregt, jüdische Kinder aus Deutschland hierher kommen zu lassen, und diese Kinder zur Erziehung und Ausbildung in hier ansässigen guten jüdischen Familien unterzubringen. Diese Anregung, die einem mitfühlenden Herzen und warmer Teilnahme entsprang, ist allen, die sie vernahmen, tief zu Herzen gegangen, und in allen wurde spontan das Gefühl wach, dass hier bei uns etwas geschehen sollte, um das drüben vorhandene grosse Kinderelend zu mildern.

Tatsächlich hat der Vorschlag, Kinder hierher zu bringen, auf den ersten Blick etwas ungemein Bestechendes. Die Kinder würden aus einer Umgebung genommen, in der sie seelisch notleiden und die ihnen überdies für die Zukunft keine ausreichenden Existenzmöglichkeiten gewährt, und sie würden in ein Land der Duldsamkeit und der Freiheit versetzt, in Verhältnisse, die ihnen auch gute Zukunftschancen bieten. Das ganze "Minus" scheint also mit dem Verbleiben in Deutschland verknüpft zu sein, mit der Uebersiedelung in unser Land das ganze "Plus".

Es ist aber doch eine Frage, ob diese Auffassung einer ernsten, gründlichen Prüfung standhält, und deshalb hielten wir es für angebracht, eine sachverständige Dame, die alle einschlägigen Verhältnisse genau kennt, zu bitten, uns ihre Meinung in der betreffenden Angelegenheit zu sagen. Diese Aeusserung, für die wir hierdurch unseren verbindlichsten Dank aussprechen, bringen wir nachfolgend zum Abdruck. Zuvor sei noch bemerkt, dass wir baten, die S c h a t t e n s e i t e n der angeregten Uebersiedelung besonders hervorzuheben. Was f ü r die Uebersiedelung spricht, liegt ja an sich klar für jedermann auf der Hand. Und nun geben wir unserer Referentin das Wort:

"Es wurde angeregt, deutsch-jüdische Kinder in hiesigen deutsch-jüdischen Familien zur Miterziehung aufzunehmen und zwar Kinder jeden Alters, hauptsächlich aus kleinen Orten, wo sie keine Möglichkeit zum Besuch einer jüdischen Schule haben, und wo sie unter der Ungunst der heutigen Verhältnisse besonders stark leiden. Es ist klar, dass vieles für ein solches Vorhaben spräche. Ihrem Wunsche gemäss möchte ich auf Grund meiner praktischen Erfahrungen und meiner Ueberlegung nachfolgend einen Teil dessen sagen, was sich g e g e n einen solchen Plan anführen liesse. Weitere Bedenken, die ich habe, sind für die Veröffentlichung in Ihrer Zeitschrift nicht geeignet.

Zunächst: es handelt sich im vorliegenden Falle nicht etwa um die Unterbringung von Waisenkindern, sondern von Kindern, die bisher bei ihren Eltern aufgewachsen sind, und die auch weiter die Möglichkeit hätten, in ihrem Familienkreis zu bleiben. Es fragt sich also, was für diese Kinder schwerer zu ertragen wäre: die Trennung von ihren Eltern oder das Weiterleben unter dem von der judenfeindlichen Umgebung ausgeübten psychischen Druck. Nun sind Kinder sehr verschieden. Es wird einige geben, denen eine Entfernung von ihren Angehörigen und eine Umgewöhnung an an-

dere Menschen nicht allzu schwer fiele, vorausgesetzt natürlich, dass man ihnen in der neuen Umgebung mit Liebe und Verständnis entgegenkommt. Der grössere Teil der Kinder, die durch die erduldeten Leiden schon stark sensibilisiert sind, wird aber die Trennung nicht so leicht verschmerzen können. Unter Umständen mögen diese Kinder durch die Trennung von allem, was ihnen lieb und teuer war, sogar ernstliche seelische Schädigungen davontragen. Es kann aber weder im Interesse der Kinder, noch in unserem Interesse liegen, auf diese Weise Sonderlinge, Menschen mit psychischen Defekten heranzuziehen.

Es ist ein grosser Unterschied, ob man Kinder von Deutschland in ein europäisches Nachbarland bringt, von dem sie, falls sich ernste Schwierigkeiten ergeben, ohne weiteres wieder heimgeholt werden können, oder nach Buenos Aires, gegen das selbst New York immer noch in der Nähe von Deutschland liegt. Andererseits kann ich mir schwer Eltern vorstellen, die sich in einem Lande selbst noch durchbringen können, die aber bereit sind, ihre Kinder so weit weg zu ganz fremden Menschen zu geben, ohne Kenntnis des Ortes und der Lage, in welche die Kinder versetzt würden. Damit begründe ich meine Befürchtung, dass in der Hauptsache nur Kinder aus sehr unklaren, ungeordneten Verhältnissen hierher kämen, Kinder, denen Milieu-Schwierigkeiten anhaften, die mit der heutigen politischen Lage in Deutschland nichts zu tun haben.

Wer Kinder von Deutschland hierher verpflanzt, übernimmt sowohl den Kindern wie den Eltern gegenüber eine riesige Verantwortung. Es gibt Kinder, die an sich gesund sind, die aber doch das hiesige Klima nicht gut vertragen, ein Defekt, der drüben kaum festzustellen ist. Möge es sich dabei auch nur um seltene Fälle handeln: sie müssen berücksichtigt werden. Nun stelle man sich aber die Situation vor, dass ein fremdes Kind, das einer hiesigen Familie anvertraut wurde, schwer erkrankt, vielleicht sogar — trotz sorgfältigster Behandlung — stirbt. Die Eltern des Kindes, denen ja wegen der grossen Entfernung die Möglichkeit fehlt, notfalls zu ihrem Kinde zu eilen, werden nie davon zu überzeugen sein, dass hier nicht doch etwas versäumt wurde, und sie werden sich selbst wie den Pflegeeltern dauernd Vorwürfe machen.

Auch von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet, scheint mir das angeregte Unternehmen mit grossen Unzuträglichkeiten verbunden zu sein. Zunächst einmal müssten sich hier Familien bereit erklären, ein Kind aufzunehmen. Ob und wieviele Familien sich fänden, könnte nur die Praxis zeigen. Die sich fänden, wären natürlich guten Willens, womit aber noch nicht gesagt ist, dass sie für die Uebernahme eines Kindes auch die wünschenswerten Eignungen besässen. Ich lasse die materielle Seite der Frage zunächst unberührt; dagegen stelle ich fest, dass sich als Miterzieher fremder Kinder gutherzige Hausfrauen melden könnten, die nicht einmal ihren eigenen Kindern gewachsen sind, die also für die neue Aufgabe die sie übernehmen möchten, wohl kaum tauglich wären. Es gibt viele Frauen, die nicht die Fähigkeit haben, sich in die Seele eines fremden Kindes einzufühlen. Es gibt sogar Frauen, die nicht immer den Takt und die Selbstbeherrschung aufbrächten, ein fremdes Kind nicht spüren zu lassen, dass es aus Mitleid aufgenommen wurde. Es gibt Frauen, die sich nicht genügend um ihre eigenen Kinder kümmern, die sie zu oft und zu lange der Obhut und dem Einfluss von Dienstboten überlassen. Würde ein fremdes Kind von einer solchen Familie aufgenommen, so würde es von den Dienstboten womöglich schlecht oder doch geringschätzig behandelt werden. Die Dienstboten wissen ja, dass auch argentinische Familien nicht selten armer Leute Kinder bei sich aufnehmen, deren Stellung in der Familie sich wenig von der eines Leibeigenen unterscheidet. Man kann durch genaue Erkundigungen wohl die wirtschaftliche Situation der als Pflegeeltern Ausersehenen feststellen; auf welche Art sollte man sich aber ein erschöpfendes Urteil über ihre sonstige Eignung bilden?

Kommen wir zur Darlegung einer weiteren Schwierigkeit. Vollkommene Kinder gibt es bekanntlich nicht; alle haben Fehler. Nun kommt es häufig vor, dass eine Mutter in ihren Kindern die eigenen Fehler oder die ihres Mannes wiederfindet und sie wird dafür Verständnis haben. Wie ist es aber, wenn ein fremdes

Kind Fehler oder Untugenden erkennen lässt? Man ist ja einem fremden Kinde gegenüber, zu dem der Abstand auch beim besten Willen immer ein grösserer bleibt, ohnedies viel kritischer, als gegenüber den eigenen Kindern. Dann würden die Beschwerden bei der Stelle, die die Unterbringung des Kindes vermittelt hat, nicht aufhören, und häufig genug würde sich diese oder jene Familie da-

nau an, und hielten uns bei unserer Beurteilung ihrer Würdigkeit ungefähr an die deutschen Adoptionsrichtlinien, auf die ich noch zurückkomme. Andererseits gaben wir nur besonders nette, gut veranlagte und hübsche kleine Kinder ab. Trotzdem gab es in den meisten Fällen nichts als Enttäuschungen, die teilweise zu beträchtlichen Komplikationen führten. Ich habe damals die Ueberzeugung

Bibliothek · Lesefreunde

TARJETA POSTAL

Asociación de Socorro
de Israelitas de Habla Alemana

CANGALLO 1479, II.

BUENOS AIRES

Zu Gunsten der Unterstützungskasse des
HILFSVEREINS DEUTSCHSPRECHENDER JUDEN
findet am Sonntag, den 15. September um 15,30 Uhr,
im City Hotel, Bolivar 160, ein

Buc

Sor ... der Zeit von 16,30 bis 18 Uhr abends und statt.

dere Menschen nicht allzu schwer fiele, vorausgesetzt natürlich, dass man ihnen in der neuen Umgebung mit Liebe und Verständnis entgegenkommt. Der grössere Teil der Kinder, die durch die erduldeten Leiden schon stark sensibilisiert sind, wird aber die Trennung nicht so leicht verschmerzen können. Unter Umständen mögen diese Kinder durch die Trennung von allem, was ihnen lieb und teuer war, sogar ernstliche seelische Schädigungen davontragen. Es kann aber weder im Interesse der Kinder, noch in unserem Interesse liegen, auf diese Weise Sonderlinge, Menschen mit psychischen Defekten heranzuziehen.

Es ist ein grosser Unterschied, ob man Kinder von Deutschland in ein europäisches Nachbarland bringt, von dem sie, falls sich ernste Schwierigkeiten ergeben, ohne weiteres wieder heimgeholt werden können, oder nach Buenos Aires, gegen das selbst New York immer noch in der Nähe von Deutschland liegt. Andererseits kann ich mir schwer Eltern vorstellen, die sich in einem Lande selbst noch durchbringen können, die aber bereit sind, ihre Kinder so weit weg zu ganz fremden Menschen zu geben, ohne Kenntnis des Ortes und der Lage, in welche die Kinder versetzt würden. Damit begründe ich meine Befürchtung, dass in der Hauptsache nur Kinder aus sehr unklaren, ungeordneten Verhältnissen hierher kämen, Kinder, denen Milieu-Schwierigkeiten anhaften, die mit der heutigen politischen Lage in Deutschland nichts zu tun haben.

Wer Kinder von Deutschland hierher verpflanzt, übernimmt sowohl den Kindern wie den Eltern gegenüber eine riesige Verantwortung. Es gibt Kinder, die an sich gesund sind, die aber doch das hiesige Klima nicht gut vertragen, ein Defekt, der drüben kaum festzustellen ist. Möge es sich dabei auch nur um seltene Fälle handeln: sie müssen berücksichtigt werden. Nun stelle man sich aber die Situation vor, dass ein fremdes Kind, das einer hiesigen Familie anvertraut wurde, schwer erkrankt, vielleicht sogar — trotz sorgfältigster Behandlung — stirbt. Die Eltern des Kindes, denen ja wegen der grossen Entfernung die Möglichkeit fehlt, notfalls zu ihrem Kinde zu eilen, werden nie davon zu überzeugen sein, dass hier nicht doch etwas versäumt wurde, und sie werden sich selbst wie den Pflegeeltern dauernd Vorwürfe machen.

Auch von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet, scheint mir das angeregte Unternehmen mit grossen Unzuträglichkeiten verbunden zu sein. Zunächst einmal müssten sich hier Familien bereit erklären, ein Kind aufzunehmen. Ob und wieviele Familien sich fänden, könnte nur die Praxis zeigen. Die sich fänden, wären natürlich guten Willens, womit aber noch nicht gesagt ist, dass sie für die Uebernahme eines Kindes auch die

Fehler. Nun kommt es häufig vor, dass eine Mutter in ihren Kindern die eigenen Fehler oder die ihres Mannes wiederfindet und sie wird dafür Verständnis haben. Wie ist es aber, wenn ein fremdes

An den
HILFSVEREIN DEUTSCHSPRECHENDER JUDEN
Buenos Aires

Ich bitte Sie, Ihr Mitteilungsblatt für die Dauer von...... Monaten an die nachstehenden Adressen zu senden und den Abonnementsbetrag von $ 3.— jährlich für jeden Bezieher bei mir zu erheben.

Hochachtungsvoll

......................, den......................193....

Kind Fehler oder Untugenden erkennen lässt? Man ist ja einem fremden Kinde gegenüber, zu dem der Abstand auch beim besten Willen immer ein grösserer bleibt, ohnedies viel kritischer, als gegenüber den eigenen Kindern. Dann würden die Beschwerden bei der Stelle, die die Unterbringung des Kindes vermittelt hat, nicht aufhören, und häufig genug würde sich diese oder jene Familie da-

nau an, und hielten uns bei unserer Beurteilung ihrer Würdigkeit ungefähr an die deutschen Adoptionsrichtlinien, auf die ich noch zurückkomme. Andererseits gaben wir nur besonders nette, gut veranlagte und hübsche kleine Kinder ab. Trotzdem gab es in den meisten Fällen nichts als Enttäuschungen, die teilweise zu beträchtlichen Komplikationen führten. Ich habe damals die Ueberzeugung

dere Menschen nicht allzu schwer fiele, vorausgesetzt natürlich, dass man ihnen in der neuen Umgebung mit Liebe und Verständnis entgegenkommt. Der grössere Teil der Kinder, die durch die erduldeten Leiden schon stark sensibilisiert sind, wird aber die Trennung nicht so leicht verschmerzen können. Unter Umständen mögen diese Kinder durch die Trennung von allem, was ihnen lieb und teuer war, sogar ernstliche see
Schädigungen davontragen. Es
aber weder im Interesse der Kinder
in unserem Interesse liegen, auf
Weise Sonderlinge, Menschen mit p
schen Defekten heranzuziehen.

Es ist ein grosser Unterschied, ol
Kinder von Deutschland in ein eu
sches Nachbarland bringt, von de
falls sich ernste Schwierigkeiten er
ohne weiteres wieder heimgeholt w
können, oder nach Buenos Aires,
das selbst New York immer noch
Nähe von Deutschland liegt. An
seits kann ich mir schwer Eltern v
len, die sich in einem Lande selbst
durchbringen können, die aber
sind, ihre Kinder so weit weg zu
fremden Menschen zu geben,
Kenntnis des Ortes und der Lage, i
che die Kinder versetzt würden.
begründe ich meine Befürchtung, d
der Hauptsache nur Kinder aus se
klaren, ungeordneten Verhältnissen
her kämen, Kinder, denen Milieu-S
rigkeiten anhaften, die mit der he
politischen Lage in Deutschland
zu tun haben.

Wer Kinder von Deutschland h
verpflanzt, übernimmt sowohl den
dern wie den Eltern gegenüber ein
sige Verantwortung. Es gibt Kinde
an sich gesund sind, die aber doc
hiesige Klima nicht gut vertrage
Defekt, der drüben kaum festzus
ist. Möge es sich dabei auch nur u
tene Fälle handeln: sie müssen be
sichtigt werden. Nun stelle man
aber die Situation vor, dass ein fre
Kind, das einer hiesigen Familie anvertraut wurde, schwer erkrankt, vielleicht sogar — trotz sorgfältigster Behandlung — stirbt. Die Eltern des Kindes, denen ja wegen der grossen Entfernung die Möglichkeit fehlt, notfalls zu ihrem Kinde zu eilen, werden nie davon zu überzeugen sein, dass hier nicht doch etwas versäumt wurde, und sie werden sich selbst wie den Pflegeeltern dauernd Vorwürfe machen.

Auch von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet, scheint mir das angeregte Unternehmen mit grossen Unzuträglichlichkeiten verbunden zu sein. Zunächst einmal müssten sich hier Familien bereit erklären, ein Kind aufzunehmen. Ob und wieviele Familien sich fänden, könnte

Fehler. Nun kommt es häufig vor, dass eine Mutter in ihren Kindern die eigenen Fehler oder die ihres Mannes wiederfindet und sie wird dafür Verständnis haben. Wie ist es aber, wenn ein fremdes

Kind Fehler oder Untugenden erkennen lässt? Man ist ja einem fremden Kinde gegenüber, zu dem der Abstand auch beim besten Willen immer ein grösserer bleibt, ohnedies viel kritischer, als gegenüber den eigenen Kindern. Dann würden die Beschwerden bei der Stelle, die die Unterbringung des Kindes vermittelt hat, nicht aufhören, und häufig genug würde sich diese oder jene Familie da-

nau an, und hielten uns bei unserer Beurteilung ihrer Würdigkeit ungefähr an die deutschen Adoptionsrichtlinien, auf die ich noch zurückkomme. Andererseits gaben wir nur besonders nette, gut veranlagte und hübsche kleine Kinder ab. Trotzdem gab es in den meisten Fällen nichts als Enttäuschungen, die teilweise zu beträchtlichen Komplikationen führten. Ich habe damals die Ueberzeugung

Bibliothek der Lesefreunde

Die Drucklegung unseres Bücherkataloges wird in der zweiten Hälfte des Monats September beendigt sein.

Wir bitten unsere Mitglieder, zugedachte Bücherschenkungen uns möglichst sofort zukommen zu lassen, damit diese Bücher noch in den Katalog aufgenommen werden können.



Bis auf Weiteres findet die Buchausgabe täglich, ausser Sonnabends und Sonntags, in der Zeit von 16,30 bis 18 Uhr statt.

dere Menschen nicht allzu schwer fiele, vorausgesetzt natürlich, dass man ihnen in der neuen Umgebung mit Liebe und Verständnis entgegenkommt. Der grössere Teil der Kinder, die durch die erduldeten Leiden schon stark sensibilisiert sind, wird aber die Trennung nicht so leicht verschmerzen können. Unter Um-

etwas versäumt wurde, und sie werden sich selbst wie den Pflegeeltern dauernd Vorwürfe machen.

Auch von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet, scheint mir das angeregte Unternehmen mit grossen Unzuträglichlichkeiten verbunden zu sein. Zunächst einmal müssten sich hier Familien bereit



Kind Fehler oder Untugenden erkennen lässt? Man ist ja einem fremden Kinde gegenüber, zu dem der Abstand auch beim besten Willen immer ein grösserer bleibt, ohnedies viel kritischer, als gegenüber den eigenen Kindern. Dann würden die Beschwerden bei der Stelle, die die Unterbringung des Kindes vermittelt hat, nicht aufhören, und häufig genug würde sich diese oder jene Familie darüber beklagen, dass man gerade ihr einen solchen Ausbund von Unarten zugeteilt hätte.

Voraussetzung dafür, dass ein Pflegekind angenommen werden kann, ist, dass die Pflegefamilie in einem gewissen Wohlstand lebt. Nur wer seine nächsten Angehörigen gut versorgen kann, wird es sich leisten, ein fremdes Kind zu übernehmen, für das er ja dann eine Anzahl von Jahren bis zur Arbeitsfähigkeit aufkommen muss. Es ist aber zu bedenken, dass es diese Kinder in ihrem späteren Leben nicht immer leicht haben, dass sie zu kämpfen und sich durchzusetzen haben werden. Sind sie nun in einem wohlhabenden oder reichen Hause mit seinem selbstverständlichen Luxus und seinem Behagen aufgewachsen, so würde in ihnen unweigerlich ein gewisses Luxusbedürfnis geweckt, das später besonders für Mädchen recht gefährlich werden kann. Ein junges Mädchen, das in Luxus aufgewachsen ist und das plötzlich schwer kämpfen soll, um auch nur für die bescheidensten Lebensnotwendigkeiten die Mittel aufzubringen, ist moralisch immer gefährdet. Es muss sehr feste Grundsätze haben, sonst erliegt es der Versuchung und kommt, wie man hier zu sagen pflegt, unter die Räder.

Man hat in Europa während schwerer Notzeiten schon häufig versucht, Kinder in der vorgeschlagenen Weise zu versorgen. Nach den fürchterlichen Pogromen in der Ukraine hat man an den verschiedensten Orten Pogrom-Waisen untergebracht. Ich selbst habe in einem Heim gearbeitet, in dem 200 solcher Kinder gesammelt worden waren. Damals meldeten sich einige Familien, die Kinder aufnehmen wollten, und wir haben diesen Wünschen entsprochen. Wir sahen uns natürlich die betreffenden Familien genau an, und hielten uns bei unserer Beurteilung ihrer Würdigkeit ungefähr an die deutschen Adoptionsrichtlinien, auf die ich noch zurückkomme. Andererseits gaben wir nur besonders nette, gut veranlagte und hübsche kleine Kinder ab. Trotzdem gab es in den meisten Fällen nichts als Enttäuschungen, die teilweise zu beträchtlichen Komplikationen führten. Ich habe damals die Ueberzeugung gewonnen, dass sich — Ausnahmefälle unberücksichtigt — für die Erziehung solcher Kinder nur Erziehungsheime eignen, und zwar nur ganz moderne, wirklich gut, beziehungsweise sachkundig geleitete Anstalten. Die Uebersiedelung dieser Kinder nach den palästinensischen Kinderheimen hat sich besonders gut bewährt.

Zum Schluss noch ein Wort über die Adoptionsgesetze in Deutschland. Dieselben sind mit Recht ausserordentlich rigoros. Die Adoption eines Kindes darf nicht vor einem festgesetzten Mindestalter der Adoptiveltern stattfinden. Die Adoptiveltern müssen kinderlos sein, und es muss ein ärztlicher Nachweis erbracht werden, dass sie auch keine eigenen Kinder erwarten können. Das Kind muss unter behördlicher Kontrolle eine ziemlich lange Zeit probeweise bei der Familie bleiben, die es adoptieren will. Die Verhältnisse der Familie werden behördlicherseits unter Hinzuziehung sachverständiger Fürsorgerinnen aufs strengste geprüft. Leider helfen aber selbst diese Vorsichtsmassregeln nicht immer. Es ist eine Tatsache, dass es bei dem grössten Teil der durchgeführten Adoptionen später doch Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten aller Art gibt, und sogar jene Fälle sind nicht selten, in denen eine Adoption für den Fortbestand einer bis dahin glücklichen Ehe verhängnisvoll geworden ist.''

Soweit unsere Referentin. Mit ihren Ausführungen ist natürlich die Frage: ''Soll man deutsche Kinder zur Erziehung hierher schicken?'' nicht gelöst, sondern nur angeschnitten. Wir hoffen aber, dass das vorstehend erbrachte Tatsachenmaterial zur Klärung der Lage immerhin nicht wenig beitragen wird.

Meine Reise nach Yuto

(Schluss)

In der vorigen Nummer unseres Mitteilungsblattes berichtete ich über meine Reise von meiner Abfahrt in Buenos Aires bis zu meiner Ankunft in Jujuy. Ich nahm in dieser Stadt, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, einen kurzen Aufenthalt, um mit verschiedenen Regierungsstellen in Verbindung zu treten. Bei einer unserer Unterredungen in Buenos Aires war ein Abgeordneter der Provinz Jujuy zugegen gewesen, der mir versprochen hatte, sich dafür einzusetzen, dass den Immigranten Fahrt- und Frachtermässigungen bewilligt würde, falls sich das Projekt, dessen Chancen ich zu studieren im Begriff war, ausführen liesse. Dazu kommt, dass ein bereits angenommener Plan vorliegt, eine neue Brücke über den San Francisco-Fluss zu bauen, und zwar entweder bei Yuto, der Bahnstation, an der das für uns in Betracht kommende Terrain liegt, oder bei der Station Caimancito. Falls bei Yuto eine grosszügige Kolonisation vorgenommen würde, wäre das natürlich ein sehr schwerwiegender Faktor zu Gunsten dieser Station. Ich hatte gleich am ersten Abend meiner Anwesenheit in Jujuy eine lange Aussprache mit dem genannten Abgeordneten über diese Fragen und am nächsten Tage mit einer Reihe anderer massgebender Persönlichkeiten. Diese Aussprachen waren ebenso notwendig wie klärend, und darüber hinaus zeigten sie mir, welch grosses Interesse alle Herren an meinen Plänen nahmen, sowie ihren guten Willen, mir bei der Realisierung des Projektes gegebenenfalls behilflich zu sein.

Der nächste Tag, der 11. Juli, sollte mich endlich nach dem Río San Francisco führen. Bis Jujuy kannte ich die Gegend schon von früheren Reisen her, und ebenso war mir die dortige Cordillera bekannt. Nun führte mich mein Weg in die Gegend von Mendieta, San Pedro und Ledesma, Namen, die jedem hier länger Ansässigen geläufig sind, unter denen sich aber die meisten —wozu auch ich gehörte— doch nichts Rechtes vorstellen können. Die Reise ging von Jujuy wieder nach Perico zurück, und hier nahm ich den Zug nach Manuela Pedraza.

Interessant ist, wie sich auf allen Stationen, die ich im Laufe meiner Reise berührte, das Hauptgesprächsthema immer gerade um die Ackerbauprodukte oder um die Bodenschätze dreht, die für die betreffende Gegend von besonderer Wichtigkeit sind. So wird in Tucumán über das Zuckerrohr debattiert, in Güemes über die Reis-Kultur, in Jujuy über Minen und Erze, in San Pedro und in Ledesma ebenfalls über Zuckerrohr, sowie über die Obst- und Gemüseproduktion, und schliesslich in Yuto über die weisse Kohle, das Petroleum. Es sind aber nicht nur die direkt interessierten Kreise oder die höheren Beamten, welche sich an den lebhaften Diskussionen beteiligen, sondern einfach jedermann, und es ist erstaunlich, mit welcher Sachkenntnis gewöhnliche Arbeiter über die kompliziertesten Details von Betriebsfragen mitreden können.

Wir nähern uns Mendieta und sehen wieder Zuckerrohrfelder. Es ist dasselbe wie in Tucumán, und doch ist es hier etwas ganz Anderes. In Tucumán erreicht das Zuckerrohr durchschnittlich vielleicht Meterhöhe, vielleicht auch etwas mehr. Hier sehen wir Felder mit riesigen Pflanzen — ich schätze ihre Höhe auf mehr als zwei Meter—, deren Rohre noch dazu viel dichter wachsen und viel kräftiger sind. Auch die Arbeiter, die in den Feldern tätig sind, sehen hier anders aus. In Tucumán wird die Arbeit von dort ansässigen Arbeitern geleistet, sowie von Hilfskräften aus den Provinzen Santa Fe und Santiago del Estero, wo die Weizen- und Mais-Ernte zur Zeit bereits vorüber ist. Hier sehen wir Indianer, die mit grossen Buschmessern das Zuckerrohr am Boden abhauen und dahinter Indianerfrauen die grünen, lanzettförmigen Blätter entfernen. Wir bemerken auch neben den Häuserreihen der Arbeiter, die in den Zuckerfabriken tätig sind, die Zelte und Hütten der Indianer. Letztere kommen von weit her, aus der Hochcordillera, und sie werden

Wir wünschen unseren Mitgliedern recht gute Feiertage und rufen ihnen für das neue Jahr ein Leschonoh towoh tikosewu zu.

von dort mit Kind und Kegel in Extrazügen zur Ernte gebracht.

An den Stationen bieten uns Frauen und Kinder die herrlichsten Früchte an, Grape Fruits, Apfelsinen, Mandarinen und Bananen — alles Erzeugnisse dieses fruchtbaren Bodens.

In San Pedro, das wir nun erreichen, zeigt sich uns das gleiche Bild wie in Mendieta. In Ledesma sehen wir die grosse, moderne Zuckerfabrik der Ledesma-Gesellschaft. Wir kommen nach Freyle Pintado, das, wie es uns scheint, mitten im Urwald liegt. Der Stationsvorsteher versichert mir aber, dass hier noch am vorhergehenden Tage 36 Waggons mit Gemüse verladen wurden, das ja bekanntlich keine Urwaldpflanze ist. Der Güterverkehr auf der ganzen Strecke ist riesig. Frachtzug folgt auf Frachtzug und nicht nur mit offenen Zuckerrohrwagen, sondern mit vielen geschlossenen Güterwaggons.

Vor der Station Galilegua öffnet sich uns ein Blick in ein tiefes Quertal, und in diesem sehen wir eine ungeheure Zitrusplantage, die sich auch noch unsere Bahnlinie entlang erstreckt. Diese Grosspflanzungen, deren es hier viele gibt, sind sämtlich im Besitz einiger Aktiengesellschaften, die Land an Private nicht verkaufen. Nun, wo wir uns Yuto nähern, kommen wir in das Reich der Firma Hardcastle, der hier das ganze Land westlich des San Francisco-Flusses gehört.

Vor Yuto führt die Bahnstrecke durch dichten, üppigen, tropischen Urwald. Umso grösser ist mein Erstaunen bei unserer Ankunft in der genannten Station: ich dachte in ein stilles Wald-Dorf zu kommen, und wir steigen in einer Station aus, in der ein geradezu imposantes Leben herrscht. Es wimmelt von Menschen. Hinter der Station auf freiem Felde sehe ich riesige, halbmontierte Bohrtürme. Auf der Erde liegen Kessel, ihrer Weiterbeförderung auf Frachtautos entgegensehend. Auf der anderen Seite stehen ganze Reihen von Lastautos. Daneben sind Kisten mit Maschinenteilen aufgestapelt, die auf freiem Felde ausgepackt werden. Bahnbeamte liefern Waren ab, die von Arbeitern empfangen werden. Unter dichtbelaubten Urwaldriesen stehen müde Pferde, die auf den Heimweg warten. Man muss dieses Bild rastloser Geschäftigkeit gesehen haben, um mein Staunen zu begreifen. Uebrigens bin ich während der beiden Tage meines Aufenthaltes in dieser Gegend aus dem Staunen nicht mehr herausgekommen.

Was ich hier sah, erklärt sich wie folgt: Yuto ist das Einfalltor für eine Gegend, in der zur Zeit eine ganze Reihe argentinischer Gesellschaften nach Petroleum bohren, und alle diese Gesellschaften haben in dem kleinen Oertchen, das noch vor kurzem wirklich nur ein Wald-Dorf war, ihre Büros, in denen ein ganzer Stab von Angestellten arbeitet. Allein von der staatlichen Petroleumgesellschaft (YPF) sitzen ständig 50 bis 100 Herren in Yuto. Dazu kommen dann noch die Studienkommissionen, die Empfangskommissionen und die Geologen, die vorübergehend hier anwesend sind. Doch nicht nur Büros befinden sich hier. Nach Yuto werden auch die notwendigen Maschinen und Materialien gesandt, und von hier aus werden sie auf Lastautos

nach den 40 bis 70 km entfernten Bohrstellen weitergeschafft. Die Stationsbeamten sind bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen, die Dienstschuppen sind bis zum Dach mit Waren aller Art vollgepfropft, und der ganze Ort ist von Menschen geradezu überfüllt. Als ich ausstieg, wurde mir sofort zugerufen: "Wenn Sie übernachten wollen, müssen Sie zur nächsten Station weiterfahren. Hier gibt es keine Betten!"

Ich wurde vom Verwalter der Firma Hardcastle am Zug erwartet. Der Herr war durch den Abgeordneten des Departements von meiner Ankunft telegrafisch verständigt worden, mit der Bitte, mir nach jeder Richtung hin behilflich zu sein. Wir gingen nach dem sehr stattlichen Hotel des Ortes, und hier erhielt ich auf alle die vielen Fragen, die sich mir aufdrängten, erschöpfende Auskunft. Ich erkundigte mich auch nach den Bedingungen, unter denen die Firma Hardcastle das umliegende, bewässerte Land an die Kolonisten nicht etwa verkauft —denn die Firma verkauft kein Land—, sondern vermietet.

Inzwischen hatte sich auch der Verwalter der Estancia, die mein Reiseziel war, eingefunden, und nach einem zweistündigen Aufenthalt in Yuto machten wir uns nach der Besitzung auf den Weg. Wir waren zu dreien: der Verwalter, ich und

ein Indianer als unser Diener. Die kurze Strecke bis zum Fluss war bald zurückgelegt. Wir ritten in dichtem Waldesschatten, trotzdem es hier grosse Bäume nicht mehr gibt: das früher vorhandene Nutzholz ist so nahe an der Station natürlich bereits verwertet. Es war aber schon alles wieder zugewachsen, und ich bekam einen Begriff davon, was man im Nordwesten des Landes unter einem Weg versteht, der den stolzen Namen "Fiskalstrasse" führt.

Der Río San Francisco, den ich nun zum ersten Male richtig sah, ist hier ca. 400 Meter breit, und er ist im Juli, dem Monat meines Besuches, sehr wasserarm. Er ist aber doch nicht seicht genug, als dass man ihn auf dem Pferderücken überqueren könnte. Wir mussten also absteigen, unser Indianer zog sich bis auf die Haut aus und schaffte unser Gepäck auf eine bereitstehende, höchst primitive Schaluppe; wir stiegen ein, und dann wurden wir nach dem anderen Ufer hinübertransportiert. Diese Art der Beförderung ist deshalb nicht so ganz einfach, weil sich im Fluss grosse Sandbänke befinden, die ihre Lage ständig ändern. Der Indianer musste also ins Wasser steigen, und er zog die Schaluppe, halb watend, halb schwimmend, kreuz und quer durch den Fluss nach seinem Ostufer. Hier stiegen wir aus, der Indianer ging zurück und brachte auch die Pferde auf die andere Fluss-Seite.

Hier zeigte sich mir ein Bild, das von dem auf dem gegenüberliegenden Ufer ganz verschieden ist. Wir befanden uns am Rande eines mächtigen Urwaldes, in den wir nun hineinritten. War es auf der "Fiskalstrasse" immerhin noch möglich gewesen, zu zweien nebeneinander zu reiten, so war das hier ausgeschlossen. Der Verwalter erklärte mir freilich stolz, dies hier sei ein Autoweg, aber ich fand, dass der Weg aus früheren, besseren Zeiten nur eben noch diesen Namen beibehalten hatte. Es ist wohl möglich, dass der Besitzer der Estancia hier früher einmal mit seinem Auto gefahren ist; heute wäre das nicht einmal auf den ersten 200 Metern des Weges denkbar. Derselbe ist wieder völlig verwachsen, so stark, dass ich dauernd an Dornen hängen blieb und genug damit zu tun hatte, meinen Kopf vor dem Schlag der Aeste und Zweige zu schützen. Um sie nicht ständig ins Gesicht zu bekommen, musste ich mich beim Reiten tief auf den Pferdehals hinabbeugen.

Einen Wald wie den, durch welchen wir nun ritten, hatte ich noch nie in meinem Leben gesehen. Er war mit hohen Bäumen bestanden — der Verwalter sagte mir, es gäbe hier Hartholzbäume mit einer Stammhöhe von 16 Metern —, aber diese Bäume waren derart in dorniges Gestrüpp eingebettet und von Schlingpflanzen überwuchert, dass das Ganze *eine* grüne und braune Masse bildete. Es wäre nicht möglich gewesen, seitwärts von unserem Wege auch nur drei Schritte in diesen Wald hineinzutun, ohne das Faschinenmesser zu gebrauchen.

Nach einem anderthalbstündigen Ritt erreichten wir die Estancia, ein stattliches, weitläufiges Gebäude, das mitten in einer etwa 15 Hektar grossen, gerodeten Waldlichtung gelegen ist, an deren Seite sich eine Reihe von Indianerhütten für die Arbeiter befinden Auf der Lichtung sind Gemüsepflanzungen angelegt, sowie Obstplantagen, die wir noch am gleichen Tage besichtigten. Sie sind zum Schutz gegen Stürme mit Bambushecken eingezäunt, die dort etwa 25 Meter hoch werden. Ich habe so kräftige und hohe Bambusrohre noch nirgends sonst gesehen. Ferner besichtigten wir die Baumschule für Zitruspflanzen und die Bananenkulturen, die stark von Unkraut überwuchert sind, da sie seit einigen Jahren nicht mehr gepflegt werden. Die Bananenstauden werden in dieser Gegend in einem Abstand von 4 zu 4 Metern angepflanzt. Im Winter sterben sie ab und im Frühling wachsen wieder neue Stauden aus der alten Wurzel. So wachsen diese Pflanzen 4 Jahre hindurch. Im fünften wird der neue Spross von der alten Wurzel entfernt und in die Mitte des Abstandes zwischen zwei alte Pflanzen eingesetzt. Letztere werden dann herausgehackt. Auf diese Weise wird die Pflanzung verjüngt, und der Abstand zwi-

schen den einzelnen Stauden bleibt doch immer derselbe.

Später sah ich noch die Ausgabe von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen an die Indianer. Sie kommen an den von der Estancia-Verwaltung unterhaltenen Verkaufsladen, in den sie aber nicht eintreten dürfen. Vielmehr müssen sie draussen stehen bleiben, und sie erhalten was sie verlangen, beziehungsweise was man ihnen gibt, durch ein Schiebefenster. Das von den Indianern begehrteste Produkt sind getrocknete Kokablätter, die etwa 2 % Kokain enthalten, und die nur in kleinen Mengen verabfolgt werden. Die Indianer kauen die Blätter und behaupten, ohne sie nicht arbeiten zu können. Der Ton, der bei der Bedienung der Indianer herrscht, ist von dem in den Geschäften von Buenos Aires recht verschieden. Er mag vielleicht herzlich sein, aber er ist bestimmt sehr rauh!

Am nächsten Tage unternahmen wir einen Ritt durch einen Teil der Estancia bis zu deren Nordgrenze, die gleichzeitig die Grenze zwischen der Provinz Jujuy und Salta bildet. Unser Weg zog sich parallel zum Río San Francisco hin, in etwa 2 km Abstand von diesem. Der Verwalter war für unseren Ritt beträchtlich besser ausgestattet als ich. Sein Unterkörper war, wie bei allen Männern, die häufig durch den Busch reiten, durch eine Kalbshaut geschützt, sein Oberkörper durch einen groben Poncho, und auf dem Kopf trug er den ortsüblichen, grossrandigen Filzhut, der durch einen Riemen angeschnallt wird, der also durch die Aeste nicht abgestreift werden kann. Meine Ausrüstung war bedeutend weniger zweckmässig, und es gibt gewisse Spuren, die das heute noch beweisen könnten, über die ich aber lieber nicht reden will. In unserer Begleitung befand sich ein wegekundiger Indianer, und dass ein solcher Führer nicht überflüssig ist, sollten wir noch am gleichen Vormittag erfahren. Als der Mittag nahte, sandte der Verwalter unseren Indianer zum nächsten "Puestero" voraus, also zu einem Mann, der für die Estancia in der betreffenden Gegend Vieh hütet, mit dem Auftrag, er solle schon, bis wir kämen, ein Zickelchen schlachten und am Spiess braten. Wir selbst wollten auf einem Seitenweg nachreiten. Dies taten wir denn auch, und wir führten dabei — vielleicht in Erwartung des lockenden Bratens — eine angeregte Unterhaltung. Dabei achteten wir nicht genügend auf den Weg und plötzlich bemerkten wir, dass wir auf einer kleinen Lichtung von etwa 5 m Durchmesser standen, und dass wir von Dornengebüsch völlig eingeschlossen waren. Ein Weiterreiten war ganz unmöglich, aber wir konnten auch den Rück-

weg nicht mehr finden. Schliesslich blieb dem Verwalter nichts anderes übrig, als mich stehen zu lassen und sich mit seinem Pferd durch die Dornen- und Schlingpflanzenwildnis durchzudrängen, um den verlorenen Pfad zu suchen. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich den Mann von ferne rufen hörte, und dann hatte ich die saure Aufgabe, mich bis zu ihm durchzuarbeiten. Er sagte mir dann, er wäre gerne zu mir zurückgeritten, um mir behilflich zu sein, aber er habe mich einfach nicht mehr gefunden! Wir ritten dann nach der Hütte des "Puesteros" wo wir uns das gebratene Zicklein, das uns auf der Messerspitze serviert wurde, ausgezeichnet schmecken liessen. Nach einer zweistündigen Rast wurde auf einem anderen Wege der Heimritt angetreten, und gegen Abend trafen wir wieder auf der Estancia ein. Auf diesem Ausflug habe ich — und das bedeutete für mich immerhin auch ein kleines Erlebnis — den Wendekreis des Steinbocks gekreuzt und, was die Hauptsache ist, ich habe eine Menge des Neuen und Interessanten gesehen.

Auf Grund meiner seitherigen Beobachtungen und eines zweiten Ausflugs, den ich am nächsten Tage unternahm, war ich in der Lage, mir ein gutes Bild von der Beschaffenheit des ganzen Besitztums zu machen. Ich hatte freilich nur einen kleinen Teil desselben gesehen und nur den kultiviertesten, aber ich tröstete mich mit der Versicherung eines seit 40 Jahren in dieser Gegend ansässigen Mannes, der mir sagte, dass er selbst die Estancia auch noch nicht in allen ihren Teilen kenne. Er meinte auch, es sei nicht geraten, im Walde von den gebahnten Pfaden abzugehen, der giftigen Schlangen wegen und da in diesen Wäldern immer noch Jaguare und Silberlöwen (Pumas) vorkommen.

Dass die Einsicht, die man in so kurzer Zeit gewinnen kann, nur eine relative ist, weiss ich. Ich musste es auch daran erkennen, dass es mir nicht möglich war, in der Malaria-Frage zu einem eigenen abschliessenden Urteil zu kommen. Dass die Gegend nicht — wie man zu sagen pflegt — malaria v e r s e u c h t ist, stellte ich fest. Man versicherte mir auch, Europäer, die in Steinhäusern wohnen, die ihren Körper und ihr Haus reinhalten, die fleissig baden und die unter Moskitonetzen schlafen, hätten keine Infektion zu befürchten. Auf Grund dessen, was ich aber von anderer Seite und auch von ärztlicher hörte, möchte ich diese günstige Beurteilung der Sachlage nicht so ohne weiteres unterschreiben. Ich selbst habe jedenfalls dort oben regelmässig meine Dosis Chinin genommen, und ich halte auch heute noch diese Vorsichtsmassregel nicht für übertrieben oder für zwecklos.

Nun galt es, zu kalkulieren, wie hoch sich bei einer Ansiedlung die Kosten pro Familie belaufen würden. Die Summe, die sich dabei ergab, ist sehr beträchtlich und zwar aus folgendem Grund: Auch in dieser Gegend ist eine Kolonisation nicht möglich ohne genügende Wasserzufuhr für eine ausgiebige Berieselung der Pflanzungen. Das Wasser müsste aber durch einen zu konstruierenden, ca. 30 Kilometer langen, äusserst kostspieligen Kanal vom Oberlauf des Río San Francisco herangeschafft werden. Diese Kanal-Länge wäre erforderlich, um zu gewährleisten, dass der Wasserzufluss genügend reichlich wäre, beziehungsweise dass er ein genügend starkes Gefälle hätte.

Weiter ist zu berücksichtigen, dass die Abholzung des Terrains, soweit sie für die Kulturen erforderlich wäre und vor allem die Entfernung der riesigen Baumwurzeln unmöglich von europäischen Einwanderern geleistet werden könnte, also von Menschen, die an ganz andere Arbeitsbedingungen und an ganz andere klimatische Verhältnisse gewöhnt sind. Ich möchte sogar bezweifeln, dass geübte Landwirte aus dem Süden der Republik dazu in der Lage wären. Die Rodungsarbeiten müssten also an Unternehmer vergeben werden, die dafür ungefähr m$n 400.— pro ha berechnen. Freilich würde ein Teil dieser Unkosten durch die Verwertung der Nutzhölzer wieder zurückgewonnen.

Die Kosten, welche die Ansiedelung einer Familie verursacht, hängen natür-

lich in erster Linie auch davon ab, wieviel Land man derselben zur Verfügung stellen muss, um ihr ein genügendes Auskommen zu ermöglichen. Das aber ist wieder davon abhängig, was auf dem Land gepflanzt werden kann. So könnte man an den Anbau von Zuckerrohr denken: die Bodenbeschaffenheit des Terrains, ebenso das Klima wären dazu vorzüglich geeignet, und die Ansiedler könnten auf einer kleinen Fläche, auf etwa 5 ha, genügend Zuckerrohr ernten, um unter normalen Verhältnissen eine gute Existenz zu haben. Freilich bedingt die Natur der Zuckerrohrkultur, dass man bei einer Anbaufläche von 5 ha über 10 ha Land verfügen muss: das Zuckerrohr gibt auf demselben Boden nur 4 Jahre hindurch Ertrag, dann muss die Erde wieder einige Jahre ruhen. Der Akker muss umgepflügt werden und man kann ihn, bis er sich wieder für den Zukkerrohr-Anbau eignet, mit Klee oder Kartoffeln bepflanzen. Demnach muss man also immer 5 ha Land in Reserve haben, um dauernd Zuckerrohr produzieren zu können.

Ein grosser Vorteil der Zuckerrohrkultur läge darin, dass die Ernte ohne fremde Hilfe durchführbar wäre. Man kann den Schnitt des Rohres, ohne seinen Zukkergehalt zu beeinträchtigen, drei Monate lang hinzögern. Man hat also für die Ernte Zeit, und so könnten sich immer eine Reihe von Nachbarn zusammentun, um die Arbeit gemeinsam zu leisten. Dagegen bestände der grosse Nachteil, dass man mit nur sehr wenigen Abnehmern für das geschnittene Rohr rechnen kann: Es sind die vier grossen Zuckerfabriken der dortigen Gegend, die natürlich einig sind, die sich keine Konkurrenz machen, sondern die Preise für das Zuckerrohr auf einheitlicher Basis feststellen. Diese Fabriken haben zwar ein Interesse daran, ihre Rohrproduzenten lebensfähig zu erhalten, aber bei entsprechender Marktlage könnte es trotzdem vorkommen, dass der Zuckerrohrpflanzer mit seiner Ernte sitzen bliebe, beziehungsweise dass er von seinen Abnehmern im Stich gelassen würde, zum mindesten, dass er sehr niedrige Preise erhielte.

Auch zur Anlage von Reiskulturen würde sich das Land gut eignen, doch die Reispflanze braucht gerade in den Wintermonaten, der wasserarmen Zeit, besonders viel Feuchtigkeit, und ich habe nicht die Sicherheit, dass man für eine Reisanpflanzung in grossem Masse immer die genügenden Wassermengen herbeischaffen könnte. Es kommt noch folgender Nachteil hinzu: Die Reisfelder müssen längere Zeit völlig unter Wasser stehen; dadurch versumpft die Erde, und es würden Brutherde für Moskitos geschaffen, deren Stich Malaria erzeugt. Tatsächlich herrscht in diesem Lande überall, wo Reis kultiviert wird, mehr oder weniger stark diese Krankheit.

Ferner liessen sich Sonnenblumen anpflanzen, aus deren Samen ein geschätztes Speiseöl gepresst wird, und deren Kultur an sich sehr rentabel ist. Trotzdem hat man aber im Chaco, wo in grösserem Masstab die Anpflanzung von Sonnenblumen versucht wurde, damit schlechte Erfahrungen gemacht: die kleinen, grünen Papageien, die es auch hier massenhaft gibt, sind besondere Liebhaber des Sonnenblumensamens, und wo diese Vögel in

Scharen einfallen, ist die Ernte verloren. Uebrigens wurde mir versichert, dass die Sonnenblumenkultur von russischen Juden in unserem Lande eingeführt worden sei, und dass sie in anderen Teilen der Republik ausgezeichnet rentiere.

Eine Pflanze, die hier besonders günstige Wachstumsbedingungen hätte, ist die Baumwollstaude, die in dieser Gegend zweifellos glänzend gedeihen würde. Im Chaco rechnet man durchschnittlich mit 1,200 kg Baumwolle pro Hektar Land. Es wurde mir aber von sachkundiger Seite versichert, dass man hier mit fast dem doppelten Ertrag rechnen könne. Dabei wäre die Qualität der hier erzeugten Baumwolle sicherlich viel besser als die im Chaco erzeugte, weil es in Jujuy in der für die Baumwollernte in Betracht kommenden Zeit niemals regnet. Man darf annehmen, dass die hier produzierte Baumwolle der aus der Provinz Stgo. del Estero —und das ist die beste— qualitativ durchaus gleichkäme. Der Baumwollanbau würde sich also empfehlen.

Dasselbe gilt für den Gemüseanbau. Gemüse aller Art gedeiht hier ausgezeichnet, und es wäre immer ohne Mühe abzusetzen. Der Grund dafür ist, dass hier die Haupt-Gemüseernte in den Winter fällt, in eine Zeit also, in der man in unserer Gegend kein frisches Gemüse hat. Dasselbe geht also von hier nach den argentinischen Grosstädten und findet dort immer Abnehmer.

Auf Grund vorstehender Erwägungen stelle ich mir eine Kolonisation in dieser Gegend wie folgt vor:

Jeder Kolonist müsste ca. 25 ha Land zugeteilt erhalten, davon 15 ha gerodetes Land und 10 ha Wald. Von ersterem wären 2 ha mit Gemüse zu bepflanzen, 3 bis 4 ha mit Baumwolle, 5 ha mit Mais, der in dieser Gegend jährlich 2 Ernten gibt, und der Rest — soweit er nicht von Gebäuden eingenommen würde — mit Klee, der im Jahre siebenmal geschnitten werden kann. Die 10 ha Wald sind als Reserve gedacht, sowie als Viehweide.

An Vieh sollte der Kolonist 2 bis 3 Kühe, 4 Ochsen für die Feldarbeit, 2 Wagenpferde und 1 Reitpferd haben, dazu das nötige Kleinvieh und Geflügel.

An Baulichkeiten wäre nötig: 1 Backsteinhaus, bestehend aus 2 Zimmern, einer offenen Küche und einem Badezimmer, ferner 1 Schuppen und 1 Brunnen.

Die Kosten der Ansiedelung würden sich pro Familie auf ca. m$n 10.000.— belaufen, wobei ein angemessener Betrag für den Unterhalt der Familie in der ersten, produktionslosen Zeit eingerechnet ist. Für manche Familien wären die Kosten wohl noch etwas höher, für Handwerker und Händler, die weniger Land brauchen, wären sie entsprechend niedriger. Man sieht also, dass für eine Kolonisation in grossem Stile gewaltige Summen erforderlich wären. In kleinem Masstab lässt sich aber in dieser Gegend überhaupt nicht kolonisieren: der teure Kanalbau ist für die Zuführung des nötigen Berieselungswassers unbedingt notwendig, und die hohe Summe, die er kosten würde, könnte nur für die Durchführung einer Gross-Kolonisation investiert werden. Da aber liegt wohl der Haken des sonst verlockenden Planes: ich kann mir nicht denken, dass sich eine genügend grosse Anzahl aus Deutschland stammender, jüdischer Auswanderer finden würde, die willens wären, am Río San Francisco zu siedeln, und ganz offen gesagt: ich bezweifle auch, dass sie zu dieser harten, unter schwierigen Verhältnissen vorzunehmenden Arbeit die körperliche Eignung und die nötige Ausdauer besässen. Für eine jüdische Kolonisierung kommt —davon habe ich mich in Jujuy überzeugt— wohl nur der Süden des Landes in Betracht, vor allem das Río Negro-Gebiet.

Das ist das Fazit meiner Reise nach Yuto. Ihr praktisches Ergebnis ist im Hinblick auf meinen eigentlichen Reisezweck ein recht dürftiges, aber ich bin dem Schicksal doch dafür dankbar, dass es mich an den Río San Francisco geführt hat: es hat mich dabei einen Blick in eine für mich ganz neue Welt tun lassen, und es hat mir gezeigt, welche ungeheuren Schätze dieses grosse und reiche Land Argentinien noch ungehoben birgt. "Hay margen para todos" ("Es gibt für Alle Lebensraum"), pflegt man hier zu sagen, und man hat damit recht: In unserem Lande können tatsächlich noch viele, viele Menschen ihr gutes Auskommen finden, — womit ich aber keineswegs meine, dass auch nur einem davon die Tauben gebraten in den Mund fliegen würden!

Die Buchstabenschrift

Aus dem Schosse des Hilfsvereins hat sich eine neue Vereinigung gelöst, die "Bibliothek der Lesefreunde", die nun, wenn auch in enger räumlicher und geistiger Verbundenheit mit unserem Verein, ihr eigenes Leben führen wird. Dieser neuen Vereinigung sei nachfolgende kleine Studie gewidmet, als Zeichen des Interesses, das wir an ihren Bestrebungen nehmen, und sozusagen als Glückwunschablösung anlässlich ihrer Gründung.

In der vorigen Nummer unseres Mitteilungsblattes gaben wir einen Auszug aus der Rede, die Herr H. R. Zweig bei der Konstituierung der "Bibliothek der Lesefreunde" gehalten hat. Herr Zweig schildert darin unter anderem die Entstehung des Buches: bei allen Völkern sei der Wunsch vorhanden gewesen, das gesprochene Wort in ein geschriebenes zu verwandeln, die Tradition von der mündlichen Ueberlieferung unabhängig zu machen, ihr Dauer zu verleihen, und ihrem Gedankengut zugleich weitere Verbreitung zu sichern, so wie es schliesslich durch das gedruckte Buch in vollkommenster Weise erreicht wurde. Er sagte uns, dass diesem Wunsche jede Schrift ihre Entstehung verdanke, die Bilderschrift der Höhlenmenschen, wie die Hieroglyphen der Aegypter und der Mayas, die Schriftzeichen der Chinesen wie die Buchstabenschrift der semitischen Völker, und ebenso die griechischen, lateinischen und gothischen Buchstaben, die uns das Geistesgut der letzten Menschheitsepoche vermitteln.

Sicherlich ist die Erfindung der Schrift eine der Grosstaten menschlichen Geistes, und wir nehmen es als ein Zeichen dafür, dass alle Menschen aller Erdteile geistig ähnlich konstituiert sind, wenn wir sehen, dass die Erfindung der Schrift kein einmaliger Vorgang war, dass sie vielmehr häufig, an ganz verschiedenen Punkten der Erde und von Menschen der verschiedensten Rassen gemacht wurde. Das gemeinsame Ziel, das allen Erfindern einer Schrift vorschwebte, das gesprochene Wort schriftlich zu fixieren, wurde aber nicht immer erreicht, und wo es erreicht wurde, geschah es durch Mittel, die keineswegs alle gleich zweckmässig waren. Hier sehen wir also sehr charakteristische Unterschiede in der geistigen Leistung, die uns zeigen, dass trotz aller Aehnlichkeit in der Grundveranlagung sämtlicher Menschen doch beträchtliche Unterschiede bezüglich der geistigen Kapazität der einzelnen Menschheitsgruppen bestehen. Wir stellen mit berechtigtem Stolz fest, dass auch auf diesem Spezialgebiet geistigen Schaffens die semitischen Völker das Höchste erreicht haben: Sie sind die Erfinder der Buchstabenschrift, und sie haben der ganzen Menschheit durch diese Erfindung einen unschätzbaren Wert vermittelt.

Am Anfang stand der Bilderbericht. Eine Jagd war abgehalten worden, deren Ergebnis besonders günstig war. Dieses Ergebnis verewigte man auf einer Felswand oder — wie bei den Indianern Nordamerikas — auf einer Tierhaut, indem man etwa die heimkehrenden, mit Pfeilen und Bogen bewaffneten Jäger und ihre Jagdbeute zeichnete. So wusste man für alle Zeiten: es kamen einst soundsoviele Männer von der Jagd heim, die soundsoviele Auerochsen erlegt hatten. Dies ist die primitivste Art des Bilderberichtes. Eine höherstehende zeigen bereits die ältesten ägyptischen bildlichen Darstellungen. So sehen wir auf der Schieferplatte des Narmer, zu Beginn der dynastischen Zeit, den König mit der hochaufragenden Krone von Oberägypten und dem Königsschurz, in der rechten Hand, die zum Schlag erhoben ist, eine Keule. Vor ihm kniet ein bärtiger Feind, den der König mit der linken Hand am Schopf fasst. Ueber dieser Szene, deren Bedeutung klar ist, sieht man aber noch ein weiteres Bild: Ein flaches Oval endet in einen bärtigen Männerkopf, durch dessen Oberlippe ein Band gezogen ist. Aus dem Oval sprossen sechs Stauden, auf denen ein Falke steht. Derselbe hält mit einem seiner Fänge, der als menschlicher Arm ausgebildet ist, das Band-Ende. Hier haben wir einen etwas komplizierteren Bilderbericht, der nicht so ohne weiteres verständlich ist. Das Oval bedeutet ein feindliches Land. Der Falke ist der ägyptische Falkengott Horus. Letzterer führt

dem König an einem Strick gefangene Feinde vor, und zwar sind es, wie die sechs Stauden andeuten, die Zahlenwert haben, 6.000 Gefangene. Da die Feinde die charakteristischen Züge von Kleinasiaten zeigen, muss es sich um die Verewigung eines grossen Sieges handeln, den Narmer gegen kleinasiatische Völker erfochten hat.

Doch auch diese höhere Art der Bilder-Berichterstattung ist immer noch primitiv genug, und sie versagt völlig, wenn es sich nicht um die Ueberlieferung von Geschehnissen handelt, sondern um den schriftlichen Ausdruck von Gedanken, etwa eines Gebetes oder einer ärztlichen Verordnung. Um Gedanken schriftlich auszudrücken, musste die eigentliche Bilderschrift geschaffen werden, in der jedes Bild zunächst bedeutet was es darstellt, in der das Bild aber auch einen abstrakten Sinn gewann. Trotzdem aber die Bildzeichen, die nun zu Schriftzeichen wurden, eine mehrfache Bedeutung hatten —was übrigens die Entzifferbarkeit solcher Schriften ausserordentlich erschwert —, hatte der Schreiber eine ganze Menge Schriftzeichen nötig, um sich auszudrücken. Es gab in der altägyptischen Schrift etwa 500 gebräuchliche Zeichen, in der chinesischen Schrift, die eine reine Wortschrift ist, gibt es sogar mehrere tausend. Was es also heisst, und zwar nur vom rein technischen Standpunkt aus, die Hieroglyphenschrift oder das Chinesische zu beherrschen, kann man sich vorstellen, und es ist klar, dass es im alten Aegypten wie in China immer nur sehr wenige wirklich Schriftkundige gegeben haben kann.

In seiner ''Literatur der Aegypter'' beklagt sich der bekannte Aegyptologe Erman über die grosse Unwissenheit der altägyptischen Schreiber, deren zahllose orthographische Fehler heute die Entzifferung der Hieroglyphentexte ungemein erschwere. Er sagt: ''Dass Handschriften von Fehlern wimmeln, ist auch anderswo leider nichts Ungewöhnliches, aber in kaum einer anderen Schrift sind ja Schreibfehler so verhängnisvoll wie in den Hieroglyphen. Es genügt oft, dass der Schreiber einem Worte ein falsches Determinativ beifügt, um es in ein ganz anderes zu verwandeln, und ist dann einmal ein solcher Fehler erst eingedrungen, so führt er bei der sonstigen Vieldeutigkeit der Schrift leicht zu einer falschen Auffassung der ganzen Stelle.'' Wir meinen aber, dass man den ägyptischen Schreibern doch mildernde Umstände zubilligen sollte. Sie hatten sich mit einer Schrift abzuplagen, deren technische Schwierigkeiten ganz enorm waren, und sicherlich genügte oft der beste Wille nicht, um ihrer Herr zu werden.

Wir haben vorstehende Einzelheiten gebracht, um es so recht verständlich zu machen, welche unerhört weittragende Erfindung es war, als es gelang, die Worte in ihre einzelnen Buchstaben zu zerlegen, und mit diesen wenigen, für jedermann leicht erlernbaren Buchstaben jedes Wort zu schreiben. Diese wunderbare Erfindung aber, durch die Lesen und Schreiben erst zum Allgemeingut der Menschheit wurde, ist, wie bereits gesagt, von Semiten gemacht worden und zwar nach einer geistvollen Hypothese Elias Auerbachs von den Hebräern, sicherlich aber innerhalb des semitischen Sprachgebietes von Syrien, Palästina und der Sinai-Halbinsel.

Bis vor wenigen Jahren galt als älte-

stes Schriftdenkmal in Buchstabenschrift die Inschrift auf dem Sarge des Königs Achiram von Byblos in Syrien, der gegen das Jahr 1000 vor unserer Zeitrechnung lebte. Der betreffende Sarg wird als grösste Kostbarkeit im Museum von Beiruth aufbewahrt, und seine drei Jahrtausende alte Inschrift ist für jeden, der sich mit der Form der Buchstaben vertraut macht, und der ein bisschen Hebräisch kann, ohne Weiteres entzifferbar. Sie lautet: "Sarg, den machen liess Ithobaal, der Sohn Achirams, König von Gebal, für Achiram, seinen Vater, zur Wohnung für ewig". Der Sarg ist eine ganz einfache, längliche Steinkiste ohne Verzierungen, und auch die Schrift, die am Deckelrand erhaben herausgemeisselt ist, zeigt einen sehr altertümlichen Charakter: Die einzelnen Worte sind durch senkrechte Striche getrennt. Eine Satztrennung ist noch nicht vorhanden. Auch die Buchstaben haben noch nicht alle die spätere Form, aber im grossen und ganzen zeigen sie schon den Typus, wie er später geblieben ist. Im übrigen sieht man es der schönen und fliessenden Schrift ohne Weiteres an, dass sie keineswegs einen ersten, tastenden Versuch darstellt, sondern dass sie das Resultat einer langen, vielleicht jahrhundertelangen Entwicklung ist.

Tatsächlich sind inzwischen auch bedeutend ältere semitische Schriftdenkmäler aufgefunden worden, die sogenannten Sinai-Inschriften, deren Buchstaben unvergleichlich roher und primitiver sind als die auf dem Achiram-Sarg. Die Entzifferung dieser Denkmäler, die sich heute im Aegyptischen Museum in Kairo befinden, wurde von Gardiner, Sethe und anderen versucht, und wenn sie auch noch nicht völlig einwandfrei gelungen ist, steht doch fest, dass bereits um 1.500 vor unserer Zeitrechnung eine semitische Buchstabenschrift existiert hat. Ob nun diese Sinai-Schrift die Mutter aller späteren semitischen Buchstabenschriften ist, bleibe dahingestellt. Dagegen ist sicher, dass die früh-semitische Schrift die Mutter der phönizischen Schriftzeichen ist, aus denen die Griechen, die Römer, die Deutschen (Runen und gothische Schrift), wie die Slawen ihr Alphabet ableiteten. Auch das indische Alphabet stammt aus dem Phönizischen. Ebenso ist das früh-semitische Alphabet die Mutter des Aramäischen, aus dem die

syrischen, arabischen, iranischen und alttürkischen Schriftzeichen hervorgingen.

Dies ist der Anteil der Semiten an der Bildung der Schrift. Ihre Leistung hat die aller übrigen Völker, die Schriften erfanden — der Aegypter, wie der Sumerer, der Mayas wie der Chinesen — weit übertroffen. Wenn sich also heute die Mitglieder der "Bibliothek der Lesefreunde" in die Lektüre eines guten Buches vertiefen, so möge es ihnen manchmal durch den Sinn gehen, dass sie auch diesen Genuss, wie so vieles andere, semitischer Erfindungsgabe verdanken.

Es regnet!

Mein lieber Herr Schriftleiter:

Ich täusche mich wohl nicht, wenn ich annehme, dass Sie die Ueberschrift dieser kleinen Plauderei nicht wenig befremden wird: "Es regnet?", werden Sie denken, "nun gut, — aber was hat denn das mit unserem Hilfsverein zu tun? Wir sind doch kein metereologisches Observatorium!" Es kann aber auch sein, dass Ihnen der Gedanke an unser Eigenheim kommt, in dem jeden Mittag und jeden Abend für viele Gäste gekocht werden muss, und zugleich die Erinnerung an Ihre verehrte Frau Gemahlin, die Ihnen nun schon seit Wochen nach jedem Markt-Besuch erzählt, um wieviel die Butter, das Gemüse und der Salat wieder im Preise gestiegen seien — weil es noch immer nicht geregnet habe. Diese Ideenassoziation wäre nicht so ganz "abwegig" (um dieses hübsche Wort zu gebrauchen!), denn die Folgen der Teuerung wichtiger Lebensmittel machen sich im Betrieb unseres Eigenheims tatsächlich recht unangenehm fühlbar.

Die lange Trockenheit hatte aber für unsere Vereinsarbeit noch ganz andere und viel üblere Folgen. Bedenken Sie, dass es etwa seit März in den hauptsächlichen Getreidezonen unseres Landes nicht geregnet hat, dass die Getreideproduzenten verzweifelt waren, und dass auch die Getreidefirmen jeden Tag stärker mit einem ungeheuren Ernteausfall rechnen mussten. Sie werden dann verstehen, dass sich diese Firmen wenig geneigt zeigten, unserem Verein neu eintreffende junge Leute abzunehmen; vielmehr wurde unserem Büro immer häufiger versichert, bei dieser Trockenheit sei es ganz unmöglich, neues Personal zu engagieren.

Aber nicht nur bei den Getreidefirmen hatten wir diese Schwierigkeiten, sondern auch bei den Importfirmen und ebenso bei den industriellen Betrieben. Auch sie blickten voller Besorgnis in die Zukunft, denn eine Missernte bedeutet ja für ein Agrarland wie das unsere eine allgemeine geschäftliche Stockung. Womit sollen denn die importierten oder die hier fabrizierten Waren bezahlt werden, wenn wir kein Getreide verkaufen und ausführen können, wenn unser Vieh auf den Kämpen verhungert?

Die Lage spitzte sich immer mehr zu, und nicht nur das Land, auch unser Verein schien vor einer schweren Krisis zu stehen: in den letzten 14 Tagen wurde uns von den verschiedensten Firmen versichert, dass sie bei den trüben Zukunftsaussichten nicht nur kein frisches Personal einstellen könnten, sondern dass sie ernstlich daran denken müssten, einen erheblichen Teil ihrer alten Angestellten zu entlassen! Was das für unseren Hilfsverein bedeutet hätte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; Sie können sich also vorstellen, wie gross die Unruhe war, in der wir lebten. Sie können aber auch die Grösse unseres Vergnügens ermessen, als

HOHE FEIERTAGE

GOTTESDIENST-ORDNUNG

Rosch Haschonoh.	Vorabend (27. IX)	1. Tag (28. IX)	2. Tag (29. IX)
Synagoge Libertad 780	18,30	8,30 y 18	7,30
Synagoge Paso 423	18	8,30 y 18	8,30 y 18
Bethaus Amenabar 2731	17,45	6,55 y 17,45	6,55 y 16,30
Jom Kipur.	**Kol-Nidre (6. X)**	**(7. X)**	
Synagoge Libertad 780	18	8,30	
Synagoge Paso 423	18	8,30	
Bethaus Amenabar 2731	18	6,55	

wir endlich seitens eines unserer Freunde aus der Getreidebranche telefonisch die lange ersehnte Mitteilung erhielten, in der Getreidezone habe es soeben zu regnen angefangen. Wir atmeten auf, von einem lastenden Druck befreit: es regnete! Endlich konnte gesät werden; die Gefahr in der das ganze Land und auch unser Verein geschwebt hatte, war vorüber!

Darf ich Sie, mein lieber Herr Schriftleiter, in diesem Zusammenhang an die Bibelstelle, 5. Buch Moses, Kap. 11, Vers 14—15 erinnern: "So werde ich Regen geben eurem Lande zu seiner Zeit, Frühregen und Spätregen, dass du einsammelst dein Getreide, dein Most und dein Oel. Und ich werde Gras geben auf deinem Felde für dein Vieh, und du wirst essen und satt werden."

Nun, diese alte Verheissung hat bis zum heutigen Tage noch nichts von ihrer Bedeutung verloren und letztere gilt nicht nur für den Landwirt, wie wohl mancher glaubt, sondern für das ökonomische Leben unseres ganzen Landes und sogar für unseren Hilfsverein. Sie dürfen sich also nicht darüber wundern, wenn Sie mich gelegentlich in unserem Büro in das Studium von Wetterberichten vertieft finden: auch die jeweiligen atmosphärischen Verhältnisse können für unsere Hilfsarbeit von Wichtigkeit sein.

Kalender-Notizen für September

28. Sept. 1. Tischri, Rosch Haschono Jahr 5696.
29. Sept. 2. Tag Rosch Haschono.

Auslandsabonnement für unser Mitteilungsblatt

Auf Grund einer Anregung, die in der vorigen Nummer unseres Vereinsorgans zur Veröffentlichung kam, hat unser Vereinsvorstand beschlossen, ein Auslandsabonnement unseres Mitteilungsblattes zu eröffnen. Der Abonnementspreis, der sofort bei Bestellung zu entrichten ist, beträgt für das ganze Jahr m$n 3 —. Wir bitten die Interessenten, von dem neuen Dienst ausgiebig Gebrauch zu machen und die Adressen der Begünstigten baldigst in unserem Büro, Cangallo 1479, aufzugeben.

Der Vorstand.

Anregungen

An den Vereinsvorstand:

In Ihrem Leitartikel "Zur Generalversammlung", den Sie in der vorigen Nummer des Mitteilungsblattes veröffentlichten, beklagen Sie sich bitter über die Indifferenz unserer Vereinsmitglieder, die Sie in Ihrer Hilfstätigkeit nicht genügend unterstützen. Gewiss hat Ihre Klage, die sich ja auf konkrete Daten und Zahlen stützt, volle Berechtigung, und ich verstehe auch, wie ungemein deprimierend es für die Vereinsleitung sein muss, bei ihrer selbstlosen und hingebenden Arbeit nicht die Unterstützung Wohlgesinnter zu finden. Was mir aber nicht einleuchtet, ist der Schluss des Artikels, in dem Sie die gerügten Misstände — kaufmännisch ausgedrückt — diskontieren, dadurch, dass sie dieselben als etwas Unabänderliches hinnehmen, als etwas, mit dem man sich eben abfinden muss. Dies scheint mir doch ein allzu pessimistischer Standpunkt zu sein, dazu weder ein richtiger, noch ein fördernder. Sie selbst sprechen ja von der Anerkennung seitens Ihrer Mitglieder und ihrem Interesse an den grossen Leistungen des Hilfsvereins, und somit müsste auch eine Möglichkeit bestehen, dieses Interesse zu aktivieren, es zu positiven Leistungen zu steigern!

Wenn ich mir die derzeitige Sachlage vergegenwärtige, sehe ich einen ungewöhnlich rührigen Vereinsvorstand und eine immerhin beträchtliche Anzahl von Mitgliedern, die sich an der Arbeit des Vereinsvorstandes nicht beteiligen, die, wie es in dem oben zitierten Artikel heisst, "keinen Finger rühren". Nun möchte ich Sie auf folgende Erscheinung hinweisen: sobald eines der seither untätigen Mitglieder selbst in den Vereinsvorstand gewählt wird, ändert sich sein Verhalten. Das neugewählte Vorstandsmitglied wird den recht häufigen Vorstandssitzungen regelmässig beiwohnen, es wird an der Tagesordnung lebhaften Anteil nehmen, und es wird auch ausserhalb der Sitzungen nützliche Vereinsarbeit leisten. Wie ist nun dieses Phänomen zu erklären? Sehr einfach: das betreffende Mitglied hat mit den werbenden und treibenden Kräften des Vereins Kontakt bekommen, und dadurch ist es selbst aktiv geworden!

Damit habe ich bereits gesagt, wie ich mir das Heilmittel für die seitens der Vereinsleitung gerügten Misstände denke. Man muss zwischen Vorstand und Mitgliedern eine Verbindung schaffen, die heute noch kaum existiert. Wenn man davon absieht, dass sich die Herren der Vereinsleitung mit den Vereinsmitgliedern ab und zu bei Vereinsfestlichkeiten treffen, besteht heute nur die papierene Brücke, die das Mitteilungsblatt bildet. Im übrigen sieht man sich jedes Jahr einmal, bei der Generalversammlung nämlich, und das ist, wie Sie selbst zugeben werden, etwas wenig.

In Ihrem in Nr. 17 des Mitteilungsblattes veröffentlichten Geschäftsbericht bedauern Sie, dass Sie mit den auswärtigen Mitgliedern unseres Vereins nicht genügend in Kontakt stehen, und Sie sagten, dass Sie sich bemühen wollen, dies im laufenden Geschäftsjahr zu ändern. Nun, der Kontakt zwischen dem Vereinsvorstand und den hier wohnenden Mitgliedern ist auch nicht viel enger, und auch diesbezüglich müsste etwas getan werden. Wie wäre es, wenn Sie in jedem Quartal — und wenn die betreffenden Zusammenkünfte Anklang fänden auch häufiger — Ihre Mitglieder zu einer Versammlung im Vereinslokal (das die meisten noch niemals gesehen haben) oder im Eigenheim einladen würden? Sie könnten ihnen bei dieser Gelegenheit die Situation des Vereins auseinandersetzen, Sie könnten ihnen von Ihren Plänen Kenntnis geben, und Sie könnten ihnen eine bessere Einsicht in die Vereinsarbeit vermitteln. Dabei hätten Sie die Möglichkeit, Ihre Wünsche persönlich vorzutragen, und es ist nicht daran zu zweifeln, dass Sie dafür bei den Erschienenen Verständnis fänden. Sie fänden aber wohl noch mehr: tätige Hilfe, und das ist es ja, was Sie wollen!

Ich habe einmal in einem Gedicht, ich glaube es war von Mörike, gelesen: "Also bist du nicht so schlimm, o alter Adam, wie die strengen Lehrer sagen". Ich denke, Sie werden hinsichtlich unserer Vereinsmitglieder dieselbe Erfahrung

machen, wenn Sie sie nur richtig zu nehmen verstehen!

* *
*

An den Hilfsverein deutschsprechender Juden:

Ich möchte mich heute mit einer Anregung an Sie wenden, deren Zweck ich Ihnen am besten gleich durch einen praktischen Fall vor Augen führe: Ein schon bejahrter Mann kam hierher. Seine Familie blieb drüben. Er ist völlig alleinstehend und ohne Bekannte. Dieser Mann, der ausserdem noch magenleidend ist, wird vom Hilfsverein nach Möglichkeit unterstützt, das heisst, es wird ihm das absolut Notwendige für Wohnung und Nahrung bezahlt. Arbeit, eine Stellung, konnte bisher für ihn nicht gefunden werden. Nun sitzt der Mann den ganzen Tag in seinen vier Wänden, ohne Tätigkeit, seinen trüben Gedanken und somit der Verzweiflung preisgegeben. Niemand ist da, dem er sich anvertrauen, mit dem er ein Wort sprechen könnte, niemand, der ein brüderliches Wort an ihn richtet.

Dieser Fall ist mir persönlich bekannt. Wie häufig aber mag es vorkommen, dass ältere Leute, auch wenn sie ihren Lebensunterhalt selbst verdienen, in gleicher oder in einer ähnlichen Lage sind. Wie viele junge Mädchen werden hier sein, alleinstehend, die niemals seit sie auswanderten ein Heim sahen, denen kein freundliches, mütterliches Wort mehr erklang, seit sie ihre Heimat verliessen.

Ich möchte ausdrücklich betonen, dass ich mit diesen Zeilen in keiner Weise eine Kritik am Verhalten des Vereinsvorstandes oder an dem des Personals unseres Hilfsvereins üben will, aber es ist klar, dass sich bei einer Institution, die täglich so viele Hilfsbedürftige zu betreuen hat, ein gewisser geschäftsmässiger, unpersönlicher Ton nicht vermeiden lässt.

Wäre es aber nicht möglich, eine Anzahl von Familien zu veranlassen, bei alleinstehenden, älteren Leuten oder bei alleinstehenden jungen Mädchen eine Art Patenstelle zu übernehmen, etwa bei engeren Landsleuten? Der Hilfsverein hätte dann in diskreter Weise die Bekanntschaft zwischen der betreffenden Familie und ihrem "Patenkind" zu vermitteln, derart, dass in letzterem das beschämende Gefühl, Eindringling in einem fremden Kreise zu sein, nicht aufkäme, dass aber der persönliche Kontakt zwischen der gütigen Familie und ihrem "Patenkind" hergestellt wäre. So fände das letztere ein offenes Ohr für seine Nöte, einen Platz, wo es sich Rat holen könnte, einen sonntäglichen Aufenthalt für einige Stunden.

Ich spreche hier nicht von finanzieller Hilfe; damit soll niemand belästigt werden; die soll nach wie vor dem Hilfsverein überlassen bleiben. Aber mit einer kleinen Ablenkung für das Gemüt, ein wenig seelischer Hilfe könnte doch so viel Gutes getan werden, und damit wäre gleichzeitig dem Hilfsverein insofern gedient, als manches kleine Anliegen, das heute dort angehört und erledigt werden muss, dann zum "Paten" getragen werden könnte.

Ich bitte Sie, falls Ihnen diese Anregung erfolgversprechend zu sein scheint, sie zur Diskussion zu stellen.


CALIDAD
TRUST
PREMIOS
CALUMNIA
Imitadores
IMITACION
No es fácil luchar con tanto bicho...
pero el talero es de ley... y no falla!


RECIBOS
VOLANTES
CIRCULARES
LIBROS
PAPEL CARTA
TARJETAS COMERCIALES
FACTURAS
SOBRES COMERCIALES
CATALOGOS
TALONARIOS
INVITACIONES
MAQUINAS AUTOMATICAS
Imprenta G. Berger
Bs AIRES
FOLLETOS
LIBROS
REVISTAS
IMPRESIONES
COMERCIALES
Y DE LUJO


GESCHENKARTIKEL
in Kristall, Porzellan, Bronze, und Fantasie
E. ROSENTHAL
744 BME·MITRE 748 ·U·T 38·6999 · Bs·As·
Versäumen Sie nicht bei der Wahl Ihres Geschenkes uns zu besuchen·

Imprenta G. Berger, Alsina 373